

■ Schuld, Schulden und andere Verbindlichkeiten

Thomas Macho unter Mitarbeit von Valeska Neumann (Hg.), Bonds. Schuld, Schulden und andere Verbindlichkeiten, München (Wilhelm Fink) 2014, 548 S., 133 Abb., 1 Poster, 49,90 €

»Weder zur Furcht noch zur Hoffnung besteht Grund, sondern nur dazu, neue Waffen zu suchen.« Dieses Zitat von Gilles Deleuze beschliesst den pointiertesten Beitrag in diesem Sammelband, der unsere verschuldete Gegenwart mit den Mitteln der Kulturwissenschaften auslotet. Maurizio Lazzarato, italienischer Philosoph im Pariser Exil, folgt Deleuzes Einschätzung, dass in der Kontrollgesellschaft nicht mehr der »eingeschlossene«, sondern »der verschuldete Mensch« maßgebend sei. Solcherart Zeitdiagnostik mit historischer Tiefenschärfe verspricht auch der Sammelband als Ganzes. Liefert das Buch, wenn nicht Waffen, so doch Wege, neue Blickwinkel einzunehmen (Deleuzes kämpferische Aussage liegt quer zur Tonalität der meisten Beiträge)? Die Frage soll offen bleiben, denn die Texte lassen sich erfreulicherweise nicht über einen Kamm scheren. Doch wengleich eine Vielzahl an Einschätzungen versammelt sind, vermisst man Positionen, die Bedeutungsbildung als eine praktische Tätigkeit verstehen.

Einleitend hält Herausgeber Thomas Macho fest, es gelte, der Polysemie des Schuld-begriffs beizukommen, die unseren politischen Alltag prägen: einer Dreifaltigkeit »der genealogischen« Schuld, das heißt, der herkunftsmäßigen Verpflichtung, der »moralischen« Schuld und der »ökonomischen« Schuld. »Bindung« tritt als begriffliche Klammer auf, um die Mischformen von Ökonomie, Moral und abkunftmäßiger Prägung aufzuspüren, die im Begriff »Schulden« verborgen liegen. Denn »Schuld« und »Schulden«, darauf hat der französische Linguist Émile Benveniste vor langem hingewiesen, entstammen dem Vokabular der Macht und der Verpflichtung; die Begriffe bezeichnen Beziehungen, die Bindungen einrichten, die den einzelnen Tauschakt überdauern.

Der Sammelband geht auf eine Konferenz zurück, die Ende 2012 im Berliner »Haus der Kulturen der Welt« mit Interventionen aus Künsten, Wissenschaften und Journalismus stattfand. Dies geschah im Moment einer frühen Kulmination der europäischen Schuldenkrise, die sich seither als Debattenkaskade niederschlägt. Der Beitrag von Sigrid Weigel nimmt Bezug auf aktuelle Diskussionen um griechische Reparationsforderungen und die deutsche Vergangenheitspolitik. Sonst taucht die Tagesaktualität eher im Bemühen auf, das Geschehen auf den Finanzmärkten in ein kulturwissenschaftliches, mancherorts auch systemtheoretisches Vokabular zu übersetzen.

Der Sammelband will Orientierung bieten. Dazu bildet ein beigelegtes Poster den »Bonds Industrial Complex« in einem Diagramm ab: Pfeile, Kreise, Piktogramme bannen das Geflecht von Marktinfrastrukturen, Marktregulativen, Handelsplätzen. Am Rand der Grafik stehen mit »student debts«, »housing debts« und »medical debts« die sozialen Brennpunkte, die die Schuldenindustrie befeuern. Manche Beiträger/innen sehen einen möglichen Zugang zum Thema in der Auseinandersetzung mit den Einordnungen und Grenzziehungen, durch die Schulden als soziale Tatsache erfasst werden. Der instruktive Aufsatz von Anna Echterhölder fragt danach, in welchen historischen Momenten Geld als »neutral« kodiert wurde und andere Vorstellungen, die dessen Ursprung in asymmetrischen Machtverhältnissen sahen, verworfen wurden. Ihr überzeugender Versuch, Geldfunktionen zu historisieren, fokussiert schließlich auf die zu beobachtende Proliferation von Geldentstehungstheorien nach 1900.

Der bereits angesprochene Text von Maurizio Lazzarato nimmt die Bewertungsweisen, die durch Schulden stattfinden, als Ausgangspunkt. Die »Subjektivierungsbedingungen«, unter denen die Kapitallogik eingepflegt und inkorporiert wird, vereinzeln die Objekte ihrer Unterwerfung, adressieren mit hochgradig schematischen Techniken – etwa der Kreditkarte – die Schuldner/innen als Einzelne, und sie kolonisieren deren Lebenszeit. Lazzarato

IOI

kontrastiert sein Argument mit Auffassungen, die er kondensiert zugespitzt einem Ökonomen, einem Anthropologen und einem Philosophen zuschreibt. Zu deren Gegenpositionen gehört die Idee, dass Geld nicht, wie Lazzarato proklamiert, eine formmäßig intrinsisch an Schulden gebundene Unterwerfungstechnik bildet, sondern, weil anonym vermittelnd und übertragbar, von den Bindungen der Schuld befreie. Dies kulminiert in der Verbriefung von Wertpapieren, einer modernen Ablösung von den Fesseln der primordialen Vergemeinschaftung. Dem hält Lazzarato entgegen, dass nur an einem, dem oberen, sozialen Ende der Verwertungskette Schulden fungibel und übertragbar erscheinen. Am unteren Ende herrscht gewaltförmige Haftung: Während die einen *too big to fail* sind, werden andere in die Schuldklaverei verschickt. Schließlich liegt keine geringe Ironie darin, dass die von Lazzarato kritisierte Annahme, das Medium Geld befreie und entbinde (gewissermaßen als spätmoderne Version von Montesquieus These des *doux commerce*, des zivilisierenden Handels), in manchem anderen Beitrag dennoch aufscheint.

Um die Bindung durch Schulden aufzuzeigen, ziehen eine Reihe der Autor/innen Geschichte heran. Die Historie fungiert dabei als ehrfurchtgebietende Größe, nicht als Raum verschiedener Möglichkeiten. »Das begann schon in der Antike und zog sich durch die gesamte Geschichte«, heißt es bei Christina von Braun über die Neigung von Herrschern, ihre Gewalt der Geldschöpfung zu missbrauchen. Wiederholt wird die »historische und anthropologische Konstante« der Schulden beschworen. Von Braun schreibt von »Kulturräumen« und gesellschaftlicher »Langzeiterinnerung«, um darzulegen, wie die Kulturtechnik des Pflügens und altgriechische Kulthandlungen die kulturelle Matrix der Finanzmärkte abgeben. Aber wenn die Letztbegründung des Geldes im Götteropfer festgemacht wird, wird nicht nur die Unveränderbarkeit von Hierarchien sondern auch eine Fixierung auf oberste Instanzen sprich den Staat betont (wie unlängst Nigel Dodd in der *The Social Life of Money* festgestellt hat). Mehr noch, Geschichte gerät zur Auto-

ritätsgeste. Statt einer Vielzahl verschlungener Wege wird eine grosse Schneise präsentiert. Historisches Geschehen gefriert so zu einem einzigen erhabenen Muster. Das ist bedauerlich für all diejenigen, die sich für Anthropologie nicht wegen angeblicher Konstanten interessieren, sondern wegen der Wandelbarkeit von Menschenbildern und wegen der Vielfalt der Techniken, die – im doppelten Sinn – Menschen möglich machen.

In seinem eindrücklichen Buch *The Bonds of Debt* von 2011 (auf das, wenn ich richtig sehe, im vorliegenden Sammelband nirgendwo Bezug genommen wird) hat der Literaturwissenschaftler Richard Dienst argumentiert, dass Schulden, weil sie eine grundlegend relationale Tatsache sind, dazu einladen, verschiedene Beschreibungsweisen zu suchen, und sich nicht auf eine einzige Definition festnageln lassen. In dem Sammelband hingegen herrschen in der Mehrheit kultureller Höhenkamm, Zivilisationsvergleich und philosophischer Kanon vor oder es werden apriorische Annahmen zum menschlichen Wesen und ökonomischem Verhalten behauptet. So verengen sich schlussendlich die Möglichkeiten, über Schulden nachzudenken. Und doch gibt es Ausnahmen – zu den bereits genannten Beiträgen gesellt sich etwa der Essay von Christian Kassung über die Standardisierung von Geld und das Aufkommen von Münzautomaten im 19. Jahrhundert, in dem die Materialität des Geldes auf alltägliche Bewegungsabläufe und auf das bekannte Fahrchein- und Zigaretten-Automaten-Problem bezogen wird, dass nämlich die verfluchte Maschine die Münzen schluckt, aber nichts ausspuckt dafür.

Überhaupt, was die Wissenschaft nicht kann, das vermag die Kunst. Werden Praktiken jenseits der Hochkulturwissenschaft klein gehalten, so entschädigt einen im Band die künstlerische Intervention von Jota Izquierdo. Der Künstler mit Wohnort Mexico City packt den Neoliberalismus von unten. Seine Installation *capitalismo amarillo: inhabit the copy* folgt den Kopien von *fashion brands* und den rasend schnellen Adaptionen der *riddims*, der Instrumentaltracks in Musikstilen wie Reggaeton

oder Cumbia. Klar, jede solche Intervention ist gleich wieder überholt. So hat der *Post-World Pop Star* MIA (alias Maya Arulpragasam) wenige Monate nach der »Bonds«-Konferenz, im Herbst 2013, für Versace eine teure Linie mit gefakten Versace-Drucken geschaffen, dadurch den *favela chic* wieder einmal in die Modewelt getragen und der Verwirrung zwischen Kopie und *brand* einen weiteren Dreh verliehen. Doch wenn man den praktischen Zeichenverkehr zwischen Kopie und *brand* verfolgt, ergeben sich Entdeckungen und es tun sich Querverbindungen auf. Ein solches Vorgehen entspricht vielleicht nicht schlecht Deleuzes Aufruf, neue Waffen zu suchen, und eröffnet Möglichkeiten, die kollektive Gegenwart auch historisch zu bestimmen.

MISCHA SUTER (BASEL/ZÜRICH)

■ Kriegsknechte um 1500

Stefan Xenakis, Gewalt und Gemeinschaft. Kriegsknechte um 1500 (Krieg in der Geschichte; Bd. 90), Paderborn (Ferdinand Schöningh) 2015, 405 S., 7 sw-Abb., 46,90 €

Im Zentrum der Studie stehen die Kriegsknechte, die der Schwäbische Bund in der Phase zwischen 1499 und 1526 in Dienst genommen und mit denen er vier Kriege geführt hat, angefangen vom Schweizer-/Schwabenkrieg über den Landshuter Erbfolgekrieg und den Zug gegen Herzog Ulrich von Württemberg bis hin zum Bauernkrieg. Die Kernfrage der Untersuchung zielt auf Gewaltphänomene ab, die für die Kriegsknechte als Sozialverband konstituierend waren. Dabei konnten Gewaltanwendungen den Zweck der Gemeinschaft darstellen. Mehr noch: Gewaltakte ließen den Sozialverband überhaupt nur zustande kommen und sorgten für sein Bestehen.

Dabei sieht sich die Arbeit weniger von der Neueren Militärgeschichte inspiriert (auch wenn die Einflüsse nicht gelehnet werden) als vielmehr von der soziologisch geprägten Neuen Gewaltforschung. Besonders der zweckrationale Ansatz für den Einsatz von Gewalt nach

Heinrich Popitz wird rezipiert, dann auch die situationsbezogenen Ansätze nach Randall Collins und Wolfgang Sofsky. Vor allem zwischen diesen beiden Erklärungsmustern changiert die Arbeit, wenn sie Gewalttaten aus rationalen Motiven oder einer sozial-situativen Dynamik heraus erklären will.

Für den ins Auge gefassten Zeitraum des frühen 16. Jahrhunderts kann sich die Untersuchung auf eine Reihe von bereits publizierten Chroniken sowie Briefschaften von Teilnehmern in diesen Kriegen stützen. Vor allem aber zieht der Autor viele bislang kaum ausgewertete Korrespondenzserien heran, die vor allem in der städtischen Überlieferung des Schwäbischen Bundes die militärischen Ereignisse dieser Zeit beleuchten. Schreiber dieser Briefe waren Hauptleute und Räte des Schwäbischen Bundes, so dass diese Quellen aus einer eher obrigkeitlichen Sicht verfasst sind; die Perspektive der Kriegsknechte selbst, die ja der eigentliche Untersuchungsgegenstand sein sollen, wird lediglich durch drei Tagebücher vertreten. Dazu kommt noch ein ausgewertetes Skizzenbuch, aus dem sieben Abbildungen im Buch gezeigt werden.

Von den vier Abschnitten der Untersuchung beschreibt der erste Teil die Gemeinschaft der Knechte in typologischer Hinsicht. Es geht, stark an Pierre Bourdieu orientiert, um die Werte der Söldnerverbände sowie ihren inneren Aufbau und ihre Hierarchien; auch die soziale Positionierung spielt eine Rolle, nicht nur unter den Kriegsknechten selbst, sondern auch in Hinsicht auf die frühneuzeitliche Gesellschaft insgesamt. Zunächst wird die Ämterstruktur des Söldnerverbands dargestellt und damit das soziale Kapital, über das er verfügte. Die Hauptleute nahmen eine Schlüsselposition ein: ihnen waren die Kriegsknechte persönlich verpflichtet, und ihnen oblag es, für die Disziplin und Kampfbereitschaft ihrer Söldner zu sorgen. Austariert wurde die Struktur im Verband durch Ehrvorstellungen, die sich sowohl auf die Einzelperson eines Kriegsknechts, aber eben auch kollektiv auf den Söldnerverband selbst beziehen konnten. Mit dem Stichwort der sozialen Praktiken, die konkret das sogenannte

Schreien als Artikulierung gemeinsamer Interessen sowie die Gemeine (also die Versammlung der Kriegsknechte) und die Schlachtordnung (verstanden als kollektives Verhalten im Kampf) thematisieren, wird deutlich, dass der Söldnerverband nicht als festgefügte Gemeinschaft existierte, sondern sich in einem steten und immer zu wiederholenden Prozess der Vergemeinschaftung befand. Für diese permanente dynamische Konstituierung spielte Gewalt eine wichtige Rolle – nach innen, aber auch nach außen.

Die folgenden drei Abschnitte wenden sich diesem vergemeinschaftenden Gewalthandeln der Kriegsknechte zu, exemplifiziert an Meutereien, Kampfhandlungen sowie Plünderungen. Im Fall von Meutereien ging es um die Teilhabe an Ehre und/oder Geld. Je nach Verlauf kam es zu verschiedenen Gewaltdrohungen und -anwendungen, die in entsprechenden Situationen kommuniziert wurden. Im Rahmen von Meutereien angedrohte oder verübte Gewalt führte dabei zu einer Stärkung des Söldnerverbands, ja ironischerweise machten Gehorsamsverweigerung gegenüber dem Kriegsherrn und Aufkündigung der Folgebereitschaft – also desintegrative Handlungen – die Kriegsknechte zu einem »geschlossene[n] Machtblock«.

Bei den Kampfhandlungen selbst werden ganz unterschiedliche Situationen vorgestellt; zum einen waren dies Feldschlachten, die offensiv oder defensiv geführt wurden, sowie Belagerungen, die im Erfolgsfall mit der Übergabe oder Erstürmung des Orts endeten. Aufschlussreich sind hier Beobachtungen zur Kommunikation zwischen den kämpfenden Parteien, wobei die nicht nur von den militärischen Autoritäten, sondern auch von den Kriegsknechten geführt wurde: »Autonomes Agieren« bestimmte also auch hier den Kampf und damit das Ausmaß der Gewaltanwendung. Sehr erhellend sind die Ausführungen zu den Schlachtausgängen, bei denen sich infolge einer Massenpanik feste Formationen auflösten und die zurückflutenden Kriegsknechte in einer »Menschenjagd« niedergemetzelt wurden – exzessive Gewalt, die durch hohe emotionale Aufladung in der Schlacht, starke Feindbilder

und soziales Gefälle zwischen Jägern und Gejagten bedingt war.

Bei Plünderungen schließlich zeigt sich, wie divergent die Befunde sind. Geregelte Vorgänge wie das (Brand-)Schatzen stehen neben ungestümen Raubzügen, wirtschaftliches Kalkül gegen offenbar bewusst verbreiteten Schrecken und die Interessen der Kriegsherrn gegen die der (einzelnen) Kriegsknechte.

Mit den hier vorgelegten Analysen vermag der Autor ein differenziertes Bild der Gewaltanwendungen bei den Kriegsknechten im frühen 16. Jahrhundert zu zeichnen. Gelungen ist die gut geschriebene Studie vor allem in ihrem stringenten Aufbau, durch eine plausible Gliederung und eine konsequente Verbindung der verschiedenen theoretischen Angebote mit den historischen Befunden. So kann der Autor insgesamt überzeugend darlegen, welche Bedeutung Werte im Söldnerverband für Gewaltanwendungen hatten (etwa verschiedene Formen der Ehre, innen gemeinschaftsstabilisierend, bei Ehrverletzung aber eskalierend nach außen), welche Rolle kommunikative Strukturen spielten (vor allem bei Meutereien und Belagerungen, wobei Kommunikation nicht unbedingt immer Gewalt verhinderte) und welche Mechanismen gewaltverschärfend oder deeskalierend wirkten, so etwa das Auslösen von Panik (und die dann erfolgende Menschenjagd der sich auflösenden feindlichen Formation) oder die Bildung einer Schlachtordnung als habituelles Schema der Söldner.

Am Ende systematisiert Xenakis die Gewaltphänomene dahingehend, dass er den Söldnerverband einmal als »komplexe Gewaltgemeinschaft« begreift, insofern er lediglich zum Zweck der Gewaltausübung gebildet wurde, ihn dann aber auch situativ als »primäre Gewaltgemeinschaft« einstuft, die vor allem durch Gewaltausübung gebildet oder zusammengehalten wurde.

Dies ist in sich stringent und nachvollziehbar. Allein blendet die enge Fokussierung auf die Gewaltphänomene andere Aspekte zu sehr aus. In vielen Fällen bleiben die hierarchischen Strukturen, innerhalb derer Gewalt vorkam, unklar. In welchem Maße die militärischen

Autoritäten, die ja eingangs vorgestellt wurden, die Gewaltausbrüche jeweils verhinderten, kanalisiert oder beförderten, wird im Einzelnen nicht wirklich klar. Genauso wenig, ob Gewalthandlungen, die ja korrekterweise selbst kommunikative Akte waren, nicht auch die Befehlshaber, Kriegsunternehmer und Kriegsherren (die in der Studie überhaupt wenig zur Sprache kommen) als eigentliche Adressaten hatten? Hier hätte auch eine tiefergehende Erörterung geholfen, ob die (mangelnde oder infrage gestellte) Legitimität bestimmter Gewaltakte – seien es Meutereien, seien es Plünderungen – eskalierend gewirkt hat.

Gewalt als für den Söldnerverband konstituierend zu erkennen, ist nicht banal, sondern im Gegenteil der vielleicht interessanteste Befund, gerade auch in Hinsicht auf die soziale Ausgrenzung der Kriegsknechte aus der frühneuzeitlichen Gesellschaft. Wenn dauerhaft Gewalt ausgeübt werden musste, um die Söldnergemeinschaft als soziale Ordnung zu stabilisieren und diese Gewalt gerade auch nach außen hin kommuniziert werden musste (etwa im als sinnlos erachteten Zerstören von Gütern), dann konnte die Stigmatisierung der Kriegsknechte als Außenseiter im Laufe des 16. Jahrhunderts kaum ausbleiben. Aber diese Gedanken weisen über diese Arbeit hinaus, die für das frühe 16. Jahrhundert grundlegende Erkenntnisse zur sozialen Dynamik in Söldnerverbänden vermittelt und für die vormoderne Gewaltforschung wegweisend sein wird.

MICHAEL KAISER (BONN)

■ Aus der Werkstatt des Mediziners Martin Fogel

Maria Marten/Carola Piepenbrink-Thomas, Fogels Ordnungen. Aus der Werkstatt des Hamburger Mediziners Martin Fogel (1634–1675), Frankfurt/Main (Vittorio Klostermann) 2015, 336 Seiten, 76 Abb., 98,00 €

Im Jahr 1970 wagte es der Stahlberg Verlag, Arno Schmidts Monumentalwerk *Zettel's Traum* zu veröffentlichen. Das aus 130.000

Notizkärtchen zusammengestellte Werk galt als unrezensierbar, da in seiner Gänze unlesbar. Glücklicherweise ist die einzige Parallele zwischen *Zettel's Traum* und *Fogels Ordnungen*, dass dem Leser Einblick in die beeindruckende private Zettelwirtschaft eines Gelehrten gewährt wird: in diesem Fall der des Mediziners Martin Fogel (1634–1675), der es auf immerhin 32.500 handschriftlich hinterlassene Notizzettel gebracht hat. Sie werden, wie ein Großteil seiner Bibliothek, heute in der Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek in Hannover verwahrt.

Fogel notierte nicht einfach nur das ihm wissenschaftlich Erscheinende: er schnitt, sortierte, klebte, signierte, kopierte, unterstrich, bündelte – und strukturierte so seine Zettel, die von Papierstreifen in Fingerbreite bis zu Oktavblättern reichen. Dieser Nachlass wurde, nachdem Leibniz ihn nach Hannover gebracht hatte, nicht nur im 18. Jahrhundert intensiv genutzt, dabei in seiner Ordnung verändert und sogar Einzelnes erneut zerschnitten. Er erlitt zudem 1946 einen Hochwasserschaden. Daher darf die Rekonstruktion dieses gewaltigen gelehrten Unternehmens, seines Erkenntnisinteresses und der zugehörigen Methodik als Hauptleistung der vorliegenden Untersuchung gelten. Sie stellt eine wertvolle, da aus einem umfangreichen Originalbestand gewonnene Ergänzung früherer Arbeiten zu frühneuzeitlicher Wissensorganisation und deren *paper technologies* dar.

Nach einem kurzen Abriss der Geschichte des Nachlasses analysiert der Band in drei umfangreichen Einzelkapiteln die Ordnungsprinzipien und Netzwerke, die sich in Fogels Bibliothek, seiner Zettelsammlung und schließlich auch in seiner Korrespondenz und seinen Veröffentlichungen abbilden. Die Rekonstruktion der Fogelschen Bibliothek auf der Grundlage eines Auktionskatalogs, der für den Verkauf des Nachlasses unmittelbar nach Fogels Tod angefertigt wurde, bietet dabei interessante Einblicke in die konkrete Umsetzung von Wissensorganisation. Vor allem aber die Analyse der Fogelschen Zettelsammlung vermag den im Buchtitel evozierten »Werkstatt«-Charakter

des Gelehrtenzimmers vorbildlich zu zeigen, unterstützt durch die instruktive Auswahl an Abbildungen verschiedener Zettelformate. Weniger zufriedenstellend ist der in der Einleitung geäußerte Anspruch, einen »Beitrag zu zukünftigen Kategorisierung von Gelehrtenbibliotheken leisten« zu wollen, umgesetzt.

Das Unterkapitel mit der Fragestellung »War Fogels Büchersammlung eine wissenschaftliche Bibliothek?« (Kap. II.1.3) zeigt dabei am deutlichsten methodische Schwächen. Maria Marten bekennt einleitend die Schwierigkeit, aus bibliothekshistorischer Sicht zu definieren, was eine »wissenschaftliche« Bibliothek ausmache. Sie möchte gleichwohl in Fogels Sammlung einen »neuen Typ von Bibliothek« erkennen, der widerspiegele, dass Forschung als ein dynamischer Prozess begriffen wurde, während der »alte Typ« die Bibliothek als Archiv gesicherten Wissens verstanden habe. Letzteres wird jedoch nicht belegt. Es bleibt zudem im Hinblick auf die später folgende, dann von Carola Piepenbring-Thomas präzise durchgeführte Analyse von Fogels Aufstellungspraxis (nicht wie seinerzeit üblich nach Größe, sondern nach zehn Wissensgebieten, die den *artes liberales* entsprechen, und mit einer erkennbaren Binnenstruktur) rätselhaft, was die »im Übrigen nicht-systematische Anordnung« als solche definiert. Geradezu anachronistisch mutet für das 17. Jahrhundert die Unterscheidung in »gelehrte« und »ungelehrte« Bücher an, die in ihrem Vorhandensein für Fogels lebendige, hier wohl als wissenschaftlich gedeutete Bibliothekskultur sprechen sollen. Insgesamt hat es diesem die Bibliothek betreffenden Kapitel nicht gut getan, dass es von zwei Autorinnen zusammengestellt wurde, deren Beiträge nicht hinreichend aufeinander abgestimmt wurden.

Die wirkliche Stärke von *Fogels Ordnungen* liegt dagegen darin, dass die Autorinnen den Blick des Lesers auf zu Unrecht vernachlässigte Praktiken gelehrter Wissensproduktion lenken. Die handschriftlichen Notizen frühneuzeitlicher Gelehrter werden gewöhnlich immer in irgendeiner Weise in Relation zu deren Publikationen gesetzt. Die Autorinnen können jedoch zeigen, welchen Stellenwert Manuskripte *per se*

in der *respublica litterarum* einnahmen: Fogel verwaltete den handschriftlichen Nachlass seines Lehrers Joachim Jungius, inklusive dessen eigener Zettelsammlung von ca. 150.000 Stücken. Der Besitz dieser Manuskripte beförderte bei Fogel nicht nur die Entwicklung einer eigenen Methodik des Aufzeichnens, er war auch eigens Anlass für den Sekretär der *Royal Society*, Henry Oldenburg, den Kontakt mit Fogel zu suchen. Daniel Georg Morhof (1639–1691) rief für seinen *Polyhistor* die Gelehrtenwelt dezidiert zur Auflistung unpublizierter Manuskripte auf (Fogel meldete ihm seine) und handschriftliche Nachlässe wurden teuer verkauft. Manuskripte hatten somit den Stellenwert sehr seltener Bücher.

Gleichzeitig macht die Untersuchung aber auch deutlich, dass eine Zeit, die Papier als teures Material erachtete, wiederum nicht alles für wertvoll hielt, was auf diesem Papier gedruckt oder geschrieben wurde. Die Rückseiten des makulierten Papiers, auf dem Fogel seine Notizen machte, zeigen, dass auch damals die Kehrseite der Gelehrsamkeit der Alltag war. Fogel zerschnitt großformatige Drucke und makulierte alte Einkaufszettel, er recycelte Zeitschriftenblätter und Aufzeichnungen zu Patienten, verwendete Geschäftspost seiner Eltern und – die eigene Korrespondenz. Angesichts der zahlreichen edierten und unedierten Gelehrtenkorrespondenzen der Frühen Neuzeit, die uns das Bild zu vermitteln scheinen, jeder Gelehrte habe Briefe gewissermaßen wie eine postalische Visitenkartensammlung und Beweis seiner Zugehörigkeit zur *respublica litterarum* aufbewahrt, relativiert Fogels Beispiel diese lediglich aus der erhaltenen Überlieferung konstruierte Deutung und verweist nicht nur auf die Wissensproduktion, sondern auch auf die Wissensvernichtung in einem Gelehrtenhaushalt.

Die hier vorliegende Untersuchung geht somit weit über eine bloße bibliothekshistorische Darstellung hinaus; sie liefert wichtige Einsichten nicht nur in die Wissenschafts- und Wissensgeschichte (z. B. durch die Begriffsbestimmung von *experientia* vs. *experimentum*), vertieft unsere Kenntnisse von wissenschaft-

lichen Praktiken, Austausch sowie Teamwork und erschließt ein Stück der Alltagsgeschichte des frühneuzeitlichen Gelehrtenhaushaltes. Durch die Zusammenführung all dieser Aspekte stellt *Fogels Ordnungen* eine gleichzeitig spannende wie bereichernde Lektüre dar.

SABINE SCHLEGELMILCH (WÜRZBURG)

■ Gehörlose in der französischen Spätaufklärung

Jonathan Kohlrausch, Beobachtbare Sprachen. Gehörlose in der französischen Spätaufklärung. Eine Wissensgeschichte (Histoire; Bd. 70), Bielefeld (transcript) 2015, 316 S., 39,99 €

In einem oft zitierten Aufsatz prophezeite Catherine Kudlick 2003, dass man sich am Anfang eines großen historiographischen Projektes befände. Mit dem Heranziehen eines ›anderen Anderen‹, und zwar der Zuschreibung ›behindert‹, werde sich das Verständnis von westlichen Gesellschaften grundlegend verändern. Dreizehn Jahre später können wir feststellen, dass sie scheinbar recht behielt, denn *Disability History* hat sich gewissermaßen institutionalisiert. Der nicht nur von Kudlick aufgestellte, sondern auch davor und danach immer wiederholte Anspruch, *Disability* als Teil des Standardrepertoires analytischer Werkzeuge in der historischen Forschung zu etablieren, wurde bisher aber noch lange nicht erfüllt. Das soeben erschienene Buch von Jonathan Kohlrausch zeigt nicht nur, dass es möglich ist, sondern liefert zugleich auch einen wesentlichen Beleg für den Mehrwehrt dieses methodischen Zugangs.

Kohlrausch widmet sich einem Themenfeld, das besonders oft sowohl von Wissenschafts- als auch *Disability*-HistorikerInnen betreten wurde: Gehörlosenunterricht im Frankreich des 18. Jahrhunderts. Die Arbeit ist in einigermaßen chronologischer Reihenfolge rund um eine kleine Anzahl zentraler Protagonisten gegliedert und verfolgt die Fragestellung, wie sich der sprechende Gehörlose als Objekt des Wissens in der französischen Spätaufklärung

etablierte. Damit verbunden wird untersucht, unter welchen Voraussetzungen seine Sprache verstanden werden konnte und vor allem wer auf welche Weise in diesem Kontext Deutungsmacht erfolgreich beanspruchen konnte.

Gehörlose, die mit Gebärden-, Schrift- oder Lautsprache kommunizierten, waren zwar kein neues Phänomen. Wie Kohlrausch zeigt, wurden sprechende Gehörlose aber erst zu einem wissenschaftlich relevanten Gegenstand, als der Pädagoge und Schriftsteller Jacob Pereire seine gehörlosen Schüler in den 1740er Jahren vor gelehrten Gesellschaften präsentierte. Hier wird deutlich, dass der Umstand, dass ein gehörloser Mensch Worte artikulierte, schrieb oder gebärdete, allein nicht ausreichte, um seine Sprache zu einem Ereignis in der anthropologischen Wissenswelt zu machen. Es bedurfte eines Hörenden wie Pereire, mit Zugriff auf Gehörlose und der Zertifizierung durch ebenso hörende Akademiemitglieder, um das Sprechen der Gehörlosen wahrhaftig zu machen. Gehörlose selbst – ironischerweise gerade wenn sie die Kenntnis der französischen Sprache erlangt hatten – konnten diese Sprache nicht einsetzen, um selbst ihr Sprachvermögen zu bestätigen. Die Deutungsmacht blieb stets bei den hörenden ›Experten‹.

Der bekannteste Schüler Pereires, Saboreux de Fontenay, begnügte sich nicht mit der Rolle als wissenschaftliches Objekt, sondern beanspruchte den Status des Gelehrten und verfasste selbst Schriften zum Thema Gehörlose und Sprache. In diesen nahm er, insbesondere mit seiner Sprachanalyse, die nicht die Artikulation, sondern die visuellen Formen der Lautsprache (Schrift und Handalphabet) betonte, eine deutlich andere Position als Pereire ein. Kohlrausch argumentiert – anders als die bisherige Forschung –, dass de Fontenay sich und nicht seinen Lehrer als Subjekt seines Spracherwerbes betrachtete und die Deutungsmacht hierüber bei sich selbst verortete. Diese Ebene seiner Schriften wurde aber vom zeitgenössischen Lesepublikum ignoriert, da ihm die Rolle des Gegenstands der Wissenschaft zugeschrieben wurde, nicht aber die des Akteurs. Eindrucksvoll ist die Feststellung Kohlrauschs, dass ge-

nau diese ableistische Vorannahme sich nicht zuletzt in der *Disability History* tradiert hat.

Den Gegensatz de Fontenays bildet in der bisherigen Historiographie der Gehörlosen Charles-Michel de l'Épée, der als Urheber der gebärdensprachigen Unterrichtsmethode gilt. Grundlage seiner Pädagogik waren die von ihm entwickelten ›methodischen Gebärden‹, ein der grammatischen Struktur der Lautsprache angepasstes Gebärdensprachsystem. Wie Pereire präsentierte auch de l'Épée seine SchülerInnen vor Zeugen, um dem Erfolg seines Unterrichts Geltung zu verschaffen, was die Notwendigkeit der Beglaubigung durch hörende Zeugen weiter bestehen ließ. Auch hier wird somit eine Figur der Gehörlosengeschichte wesentlich umgedeutet, da hervorgehoben wird, dass auch de l'Épée als ›Vater der Gehörlosen‹ seine SchülerInnen nicht in einer Position präsentierte, in welcher ihnen Deutungsmacht über ihr Sprachvermögen zukam.

Das letzte Kapitel der Untersuchung widmet Kohlrausch dem gehörlosen Buchbinder Pierre Desloges, der 1779 eine Schrift über die Gebärdensprache veröffentlichte. Dort trat er selbstbewusst als Gelehrter auf und prangerte die Vorurteile und das Unwissen der hörenden Welt über die Gehörlosen und ihre Sprache an. Wie Kohlrausch zeigt, wurde Desloges aber schon in der Publikation selbst die von ihm beanspruchte Rolle abgesprochen. So negiert der eigene Herausgeber bereits in seinen Kommentaren die Funktion Desloges als Beobachter. In der folgenden Debatte wiederholt sich dieses Muster, auch von Seiten de Fontenays, der Desloges allenfalls über sich selbst, aber nicht über Gehörlose im Allgemeinen Deutungsmacht zugestand.

Als Fazit hält die Abhandlung fest, dass die Sprache der Gehörlosen in der französischen Spätaufklärung nie von ihnen selbst ausgehend Glaubwürdigkeit erlangen konnte. Ein hörender Vermittler war immer notwendig, und sein Zugriff auf das gehörlose Objekt ermöglichte ihm einen Statusgewinn in der sich im Wandel befindenden Öffentlichkeit. Das Wissen der Gehörlosen und ihre Rolle beim eigenen Spracherwerb sowie als Vermittler und

als Lehrer anderer Gehörloser wurden konsequent von der Wahrnehmung der gelehrten hörenden Welt ausgeschlossen. Obwohl sie in der Debatte als Gegner auftraten, hatten dabei die gehörlosen Autoren Desloges und de Fontenay bedeutende Ähnlichkeiten, da sie nicht nur sich selbst, sondern auch andere Gehörlose als Akteure im Spracherwerb präsentierten. Diese Sichtweise wurde aber unter hörenden Gelehrten nicht rezipiert, da Gehörlosen stets nur der Status des wissenschaftlichen Objekts zugeschrieben wurde.

Kohlrausch legt mit dieser Arbeit eine theoretisch wie empirisch äußerst tiefgehende und tragfähige Studie vor. Er besitzt die Fähigkeit, die Bedeutung der kleinsten Details, Verschiebungen und Unterschiede in der Argumentationsweise der Protagonisten glaubwürdig herauszustellen und kommt so bei einer Thematik, die schon oft behandelt wurde, zu erstaunlichen, aber gut begründeten Ergebnissen. Damit ist *Beobachtbare Sprachen* nicht nur eine Analyse des Umgangs mit der Sprache der Gehörlosen in der Spätaufklärung, sondern auch eine Kritik der bisherigen Forschung zum Thema. Kohlrauschs Studie macht deutlich, dass Gehörlosengeschichte sowohl in der Wissenschaftsgeschichte als auch der *Disability History* verankert sein sollte.

Kaum thematisiert wird jedoch die Rolle anderer Räume als die gesellschaftlich dominante, hörende Gelehrtenwelt bzw. Öffentlichkeit. Kohlrausch erwähnt durchaus die belegte damalige Pariser Gehörlosengemeinschaft, räumt ihr aber keine bedeutende Rolle in der Analyse ein. Dass gebärdensprachige Gemeinschaften kaum Schriftgut hinterlassen, ist ein gravierendes Problem für die historische Forschung. Nichtsdestotrotz hätte eine Bezugnahme auf beispielsweise Nancy Frasers Begriff der Gegenöffentlichkeit dazu beitragen können, die Akteure auch in anderen Sphären zu verorten. Ebenso fällt auf, dass postkoloniale Theorie, wie sie in den Arbeiten zu *Deaf History* von Brenda Jo Brueggemann und Christopher Krentz eingesetzt wurde, keine Berücksichtigung fand. Diese Perspektiven hätten die Analyse durch eine stärkere Hervorhebung der mit

dem wissenschaftlichen Milieu verbundenen sozialen Herrschaftsstrukturen noch bereichert.

Beobachtbare Sprachen ist dessen ungeachtet eine vorbildliche und in jeglicher Hinsicht – methodisch, theoretisch und empirisch – bedeutsame Arbeit. Es bleibt zu hoffen, dass sie Anstoß und Bezugspunkt weiterer Forschung wird.

YLVA SÖDERFELDT (AACHEN)

■ Elektrotherapie, elektrischer Stuhl und psychiatrische Elektrotherapie in den USA

Markus Hedrich, *Medizinische Gewalt. Elektrotherapie, elektrischer Stuhl und psychiatrische Elektrotherapie in den USA, 1890–1950 (Histoire; Bd. 67), Bielefeld (transcript) 2014, 343 S., 23 Abb., 6 Tab., 34,99 €*

»Dosis sola facit venenum« (»Allein die Dosis macht das Gift«) – das paracelsische *dictum* weist auf ein ethisches Dilemma der Medizin hin: Da im Prinzip jedes Heilmittel bei entsprechender Dosierung zum tödlichen Mittel werden kann, geraten Ärzt_innen zu potenziellen oder tatsächlichen Expert_innen für Folter, Mord oder Todesstrafe, ähnlich wie man in früheren Zeiten Henkern gewisse heilkundliche Kenntnisse zuschrieb. Ob jede in bester ärztlicher Absicht getroffene medizinische Maßnahme den Patient_innen tatsächlich nützt, ob die »wahren« Motive zur Indikation im Spannungsfeld zwischen Individuum und Gesellschaft immer bewusst sind oder auch offengelegt werden, bereits dies alles steht dahin. Doch was hat es noch mit dem Gebot des »primum nil nocere« (»zuerst einmal nicht schaden«) zu tun, wenn Ärzte sich als Foltergehilfen und Henker in den Dienst nehmen ließen und lassen? Ihr Wissen an sich entzieht sich moralischen Kategorien, je nach Kontext kann es sein Vorzeichen ändern. Es ist das Verdienst des vorliegenden Buches, diesen beunruhigenden strukturellen Zusammenhang am Beispiel der psychiatrischen Elektrotherapie und ihren Verknüpfungen zur Todesstrafe durch den elek-

trischen Stuhl aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive in den Blick genommen zu haben. Dieses Vorhaben erscheint auch deswegen vielversprechend, da neben zahlreichen weiteren Quellen ansonsten grundsätzlich der Öffentlichkeit nicht zugängliche Akten des New York State Office of Mental Health (OMH) ausgewertet werden konnten, die der Autor als »spektakulär« bezeichnet.

Doch trotz der unbestreitbaren Vorzüge der Quellenauswahl und der grundlegenden Fragestellung zum Verhältnis von Heilen und Töten in der Medizin wirft das Buch letztlich mehr Fragen auf als es beantwortet. Eine erste könnte sich bereits an den Titel des Buches knüpfen, der suggeriert, der Themenkomplex werde bezogen auf die gesamten USA abgehandelt. Der Text fokussiert allerdings – nach knappen einleitenden Worten zu den »europäischen Elektrophysiologie(en)« – ausschließlich auf den Staat New York, an sich schon ein sehr umfangreiches und interessantes Unterfangen, das sich ruhig hätte im Titel widerspiegeln dürfen.

Der Text gliedert sich in sieben Abschnitte. Nach einer Einleitung und einem Theorie-Kapitel geht es zunächst um die in psychiatrischem Kontext eingesetzte, mittels schmerzhafter Stromstöße vorgehende Elektrotherapie; im folgenden vierten Kapitel wird ereignisgeschichtlich die Erfindung des elektrischen Stuhls nachgezeichnet. Das fünfte Kapitel thematisiert Verknüpfungen und Wechselwirkungen von elektrischem Stuhl und inzwischen etablierter psychiatrischer Elektrotherapie, während das letzte Hauptkapitel die sich seit 1940 verbreitende neue Form der Elektrotherapie, die epileptische Anfälle auslösende Elektroschocktherapie, aufgreift, und am Ende im siebten Kapitel ein Fazit gezogen wird.

Die Darstellung der europäischen »Vorgeschichte« der Elektrotherapie im ersten großen Hauptkapitel ist kein zentrales Anliegen des Buches, doch bereits hier könnten sich kritische Fragen ergeben. So wäre es vielleicht einer Überlegung wert gewesen, welchen Platz Franz Anton Mesmer (1734–1815) und der animalische Magnetismus in dieser Entwicklung einnehmen, spielte doch in der Gedankenwelt

des weithin bekannten heilenden Magnetiseurs Elektrizität durchaus eine Rolle. Dies wird nicht thematisiert, verständlich vielleicht, folgt man der Auffassung des Autors, die ›romantische Medizin‹ habe so gut wie kein verwertbares physiologisches Wissen produziert und der deutschsprachige Raum habe sich vorübergehend »fast vollständig aus der Erforschung der Bioelektrizität abgemeldet«. Insofern ist es konsequent, dass der Autor vor allem die aus heutiger Sicht naturwissenschaftliche Seite der Entwicklung im Blick hat, beispielsweise die Beschreibung der Nervenleitgeschwindigkeit durch den Physiologen und Physiker Hermann von Helmholtz (1821–1894) im Jahr 1850 (im Zusammenhang des Buches ist zudem die große Geschwindigkeit der Impulsweiterleitung im Nervensystem von besonderer Bedeutung, da sie später als Begründung dienen sollte, dass der elektrische Stuhl schneller töte als ein Gedanke). Auf jeden Fall werden die Grundlagen von der Irritabilitätslehre bis zur europäischen Elektrophysiologie insgesamt nur recht knapp und schlaglichtartig beleuchtet.

Dann steht die *Great Metropolis* New York im Mittelpunkt und mit ihr George M. Beard (1839–1883), die Neurasthenie und ihre Bezüge zur Elektrizität. Die elektrotherapeutische Gemeinschaftspraxis wird beschrieben, in der Beard seit Ende der 1870er Jahre mit Alphonse D. Rockwell, einem der drei späteren Erfinder des elektrischen Stuhls, praktizierte. Der Autor liefert hier, wie auch im folgenden Text, eine packende Schilderung der Ereignisse, die zur Entwicklung des elektrischen Stuhls führten, jedoch auch ein signifikantes Beispiel für die Vorgehensweise seiner Studie, Spezifisches in allgemeinere Kategorien auszuweiten und daraus weitreichende Schlüsse zu ziehen. Aus einer Textstelle des von Beard und Rockwell verfassten Traktats über den medizinischen Gebrauch der Elektrizität (1871), in dem sie Hysterie als eine Steigerung der Neurasthenie bezeichnen und dies mit der Degenerationslehre in Verbindung bringen, leitet der Autor ab, »die Elektrotherapie des Wahns« (sic!) werde mit »den darwinistischen Hereditätslehren verknüpft«. Von einem Befund Volker Roelckes,

nach dem *Heredität* für Beards Konzept nur eine marginale Rolle gespielt hat, erfährt man immerhin aus einer Fußnote (S. 67/68). Doch der Text fährt fort mit der genannten Verknüpfung als »erste[r] epistemische[r] Verdichtung [...], in der sich pönale psychiatrische Elektrotherapie und die rassistischen Hereditätslehren diskursiv verbanden. Diese Verdichtung stellte gleichsam den Kondensationskeim des ersten elektrischen Dispositivs dar, aus dem sich die dispositive ElektroMacht [sic!] ab 1890 überhaupt entwickelte«. Die postulierte eigenartig anonym bleibende ›ElektroMacht‹ erscheint in den weiteren Ausführungen des Buches wie ein hinter den Kulissen agierender eigenständiger Akteur, ganz gleich ob es sich um das »elektrische Dispositiv 1: psychiatrische Anstalts-Elektrotherapie«, das »elektrische Dispositiv 2: elektrischer Stuhl« oder um ihre Verschmelzung in der Entwicklung der Elektroschocktherapie handelt, deren »Einführung den Zenit der ElektroMacht in den USA markierte«.

Die Darstellung der Entwicklungen in der Anstaltselektrotherapie und insbesondere der personellen Verknüpfungen zur Todesstrafenreform und zur Erfindung des elektrischen Stuhls im Einzelnen sind zweifellos interessant, die Deutung als medikalisiertes Töten überzeugend, spielten doch Ärzte und ihr Wissen hierfür eine große Rolle. Diese Ärzte, darunter vor allem Psychiater, werden als »Netzwerk« gedeutet, wobei die Rollen der einzelnen Mitglieder des »Netzwerkes« und ihre Verknüpfungen untereinander nur ausnahmsweise deutlich gemacht werden. Dabei könnten sich durch genauere Analysen hierzu möglicherweise Antworten auf offene Fragen finden lassen, beispielsweise, warum zwar Eugenik und Elektrotherapie auch anderenorts weite Verbreitung fanden, der elektrische Stuhl jedoch gerade im Staat New York entwickelt wurde.

Umgekehrt stellt sich für die Einführung der Elektroschocktherapie die Frage, ob sich ihre rasche Umsetzung in den Anstalten im Staat New York tatsächlich von anderen Regionen und Ländern abhebt, in denen sie nicht von der Erfindung des elektrischen Stuhls katalysiert worden sein konnte. Als eine »die

»Aktion T4« einleitende pönale Performanz des Todes« wiederum kann die Elektroschocktherapie nur für das nationalsozialistische Deutschland interpretiert werden. Dabei wird die Frage nach einer Dialektik von Heilen und Vernichten in der NS-Psychiatrie nicht gestellt, die dazu geführt haben könnte, dass gerade Anstaltsinsassen ermordet wurden, die als Versager_innen der damals modernen »Schocktherapien« galten.

Ein Herzstück des Buches ist zweifellos die Analyse der ansonsten nicht zugänglichen OMH-Akten, neben eigens geführten Büchern über (Schock-)Therapien und Inspektionen auch Krankenakten aus zwei staatlichen Anstalten. Auf dieser Basis lasse sich, so der Autor, die Elektroschocktherapie »erstmalig *en detail* geschichtswissenschaftlich analysieren«, wobei er für die Darstellung dieser Maßnahme sechs der »spektakulären« Akten genauer betrachtet (und an anderer Stelle angegeben hat, dass er insgesamt lediglich 30 Krankengeschichten zu Grunde legt). Krankenakten als Quellen historischer Forschung werden nicht problematisiert, auch die umfangreiche Forschung zu diesem Thema scheint nicht rezipiert worden zu sein. Dabei hätte insbesondere das Buch *Zwang zur Ordnung* von Marietta Meier und anderen (Zürich 2007) wertvolle Hinweise für eine umfassendere Interpretation der Elektro(schock)therapie geben können, machen die Autor_innen dieser hervorragenden Studie doch deutlich, dass therapeutische und disziplinarische Indikationen von (Zwangs-) Maßnahmen keineswegs immer voneinander getrennt werden können, sondern dass sie häufig in einem ambivalenten Motivationsfeld verschmelzen. Der Autor der vorliegenden Studie dagegen verwendet die Krankengeschichten eher als »Beweise« für den rein strafenden Charakter der Maßnahmen, ohne die eigenen Schlüsse selbstkritisch anzuzweifeln und alternative Interpretationen zu diskutieren. So bleibt zum Schluss der Gesamteindruck, dass die Lektüre dieses Buches weniger elektrisiert als irritiert.

MAIKE ROTZOLL (HEIDELBERG)

■ Strategien der Sichtbarmachung des Körpers im 20. Jahrhundert

Sybilla Nikolow (Hg.), Erkenne Dich selbst! Strategien der Sichtbarmachung des Körpers im 20. Jahrhundert (Schriften des Deutschen Hygiene-Museums Dresden; Bd. 11), Köln/Weimar/Wien (Böhlau) 2015, 391 S., 125 Abb., 39,90 €

»Das größte Wunder des Lebens, größer als alle Wunderwerke der Technik, das ist der Mensch.« Diese Worte drangen den Besucherinnen und Besuchern der Wanderausstellung *Das Leben* 1936 bei der Betrachtung des Gläsernen Menschen durch einen Lautsprecher in die Ohren und verwiesen auf die Besonderheit dieses Ausstellungsobjekts. Denn erst seit wenigen Jahren wurden wissenschaftliche Erkenntnisse über den Körper und seine Gesunderhaltung in Museen und Ausstellungen visuell, materiell und haptisch aufbereitet und einem Laienpublikum zugänglich gemacht.

Der Geschichte dieser Sichtbarmachung des Menschen im 20. Jahrhundert sowie den neuartigen Visualisierungsstrategien und -praktiken widmet sich der vorliegende Sammelband. Er fasst im Wesentlichen die Ergebnisse eines seit 2010 von der VolkswagenStiftung geförderten Forschungsprojekts zur visuellen Gesundheitsaufklärung anhand von Wissensobjekten aus dem Deutschen Hygiene-Museum Dresden (DHMD) sowie einer im Zuge dessen veranstalteten wissenschaftlichen Konferenz im Herbst 2013 zusammen. Kooperationspartner und Initiatoren waren neben dem DHMD das Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte Berlin sowie die Universität Bielefeld.

Die Wissenschaftshistorikerin Sybilla Nikolow, die das Projekt geleitet hat, eröffnet den Sammelband mit einem Beitrag zu den »wissenschaftlichen Stillleben« des Körpers im 20. Jahrhundert, also plastischen Modellen des Menschen oder seiner Bestandteile. Sie beleuchtet deren Entstehungshintergründe und die damit in Zusammenhang stehenden Debatten in der Zeit um 1900, in der sich das klassische Forschungs- zu einem modernen

III

Wissenschaftsmuseum wandelte. Darüber hinaus nimmt sie in ihren Ausführungen auch die Grenzen der Sichtbarmachung des Körpers in den Blick und diskutiert zudem die Folgen der zunehmenden Anwendung vermeintlich objektiver Prüfetechniken zur Rationalisierung des Körpers sowie der Ökonomisierung des Körperwissens.

Nach dieser Einleitung durch die Herausgeberin folgen 18 Aufsätze, von denen hier aber nur einige herausgegriffen werden können. Die Einzelbeiträge gliedern sich in drei Sektionen auf: »Orte«, »Praktiken« und »Medien der Visualisierung«. Der Ausrichtung des Forschungsprojektes entsprechend, handelt es sich bei den meisten Beiträgen um Fallstudien zu Objekten des Dresdner Hygiene-Museums. Ergänzt werden diese durch Seitenblicke auf weitere Bereiche der Sichtbarmachung des Körpers wie beispielsweise die von Ludmilla Jordanova kritisch hinterfragten öffentlichen Ausstellungen zur Medizin, in denen Körperphänomene auch von zeitgenössischen Künstlern wie Marc Quinn oder Mary Kelly darstellerisch übersetzt wurden.

Im ersten Abschnitt »Orte« geht es zunächst ganz allgemein um die Etablierung der Technik-, Hygiene- und Sozialmuseen um 1900 als »Museen der Zukunft« und deren verändertes Sammlungs-, Vermittlungs- sowie Objektverständnis. Claudia Stein zeichnet in ihrem Artikel beispielsweise die Diskussionen um die Frage nach, was eigentlich ein »hygienisches Ausstellungsobjekt« sei, denen sich die Ausstellungsmacher der Historischen Abteilung der *Internationalen Hygiene-Ausstellung 1911* in Dresden stellen mussten. Im Grunde ging es den Organisatoren der Ausstellung um eine »Neuschreibung der Geschichte vom Standpunkt der Hygiene aus«, für die sie auf Alltagsobjekte wie Kleidung, Ernährung oder Behausungen setzten, die sich bewusst von rein medizinischen Exponaten unterschieden.

Das DHMD, das aus dieser Hygiene-Ausstellung hervorging, erarbeitete sich dank seiner innovativen Objektpräsentationen einen Sonderstatus unter den Wissenschaftsmuseen des 20. Jahrhunderts. Das Besondere war zudem

die Herstellung der Ausstellungsexponate in den museumseigenen Werkstätten. Hier erwiesen sich das DHMD und sein Verwaltungsdirektor Georg Seiring von Beginn an als äußerst geschäftstüchtig, wie Thomas Steller in seinen Ausführungen deutlich macht. Er analysiert, inwiefern sich ökonomische Überlegungen auch auf die Vermittlungspraxis auswirkten und zeigt, wie das DHMD als »Hygiene-Konzern« prominent an der wissenschaftlichen Popularisierung und Institutionalisierung des Hygienediskurses der Weimarer Republik beteiligt war.

In der Sektion »Praktiken« – dem Kernelement und innovativem Ansatzpunkt des Bandes – stehen zwei Strategien der Sichtbarmachung des Körpers im Fokus, nämlich die Ausleuchtung des Körperinneren sowie die Visualisierung von Körperfunktionen mit Hilfe diagnostischer Instrumente. Anna Maerker befasst sich mit sehr frühen von Anatomen und Künstlern geschaffenen Abbildern des menschlichen Körpers. Anhand von anatomischen Modellen des 17. bis 19. Jahrhunderts geht sie der Frage nach, welcher Nutzen diesen Objekten zugeschrieben wurde. Dieser Zugriff ermöglicht ihr, den Zusammenhang zwischen Visualisierungs- und Popularisierungsstrategien aufzuzeigen sowie spezifische Macht- und Geschlechterkonstellationen aufzudecken, beispielsweise zwischen Experten und Laien sowie zwischen Anatomen und Hebammen. So dienten geburtshilfliche Modelle im 18. Jahrhundert einerseits dazu, geheimes Wissen aufklärerisch sichtbar zu machen, andererseits aber auch, um die Kenntnisse der Hebammen der Macht männlicher Gelehrter zu unterwerfen. Ebenfalls sehr konsequent setzt Christian Sammer das den Sammelband umspannende Konzept um, das die Visualität, Materialität und den kognitiven Gehalt der Vermittlungsobjekte gleichermaßen erfassen will. Sammer bettet die Prestigeobjekte des DHMD, die sogenannten Gläsernen Figuren, die nach dem Zweiten Weltkrieg auch im Gesundheits-Museum in Köln gefertigt wurden, in den »Krieg der Systeme« ein und verdeutlicht, wie stark deren Produktion, Gestaltung und Präsentation im Wettstreit zwischen Ost und West symbolisch aufgeladen wurde.

Gesellschaftspolitische Hintergründe spielen auch in den Beiträgen zu den Demonstrations- und Prüfapparaten eine wichtige Rolle. Wie sich sportärztliche Leistungsmessungen in die allgemeine Rationalisierungs- und Leistungskultur der Weimarer Republik einfügten, legt Noyan Dinçkal dar: So wurden die Besucher von Sportausstellungen beispielsweise dazu animiert, ihre Leistungsfähigkeit mit Hilfe von Apparaten zu ermitteln, um das eigene Selbst planmäßig zu verwalten und zu verbessern. Nur kurze Zeit später formten die Nationalsozialisten diese bisher ausschließlich der Selbsterfahrung dienenden Instrumente zu Prüfapparaten, denen bereits das Potenzial zur biopolitischen Erfassung und Kontrolle der Bevölkerung eingeschrieben war. Sybilla Nikolow demonstriert sehr anschaulich, wie eine aus zwölf Stationen bestehende Prüfstrecke, die Teil der Ausstellung *Gesundes Leben – Frohes Schaffen* von 1938 war, zur Propagierung des NS-Körperkonzepts in Dienst genommen wurde.

In der letzten Rubrik befassen sich die Autorinnen und Autoren mit der medialen Vermittlung von Körperwissen in Filmen und Ausstellungsbroschüren, auf Plakaten sowie über interaktive Installationen. In Anna-Gesa Leuthardts Analyse bisher wenig beachteter »populärer Führer« zu den Ausstellungen des DHMD aus der Zeit von 1946 bis 1952 wird deutlich, dass sich nicht alles Wissen um den Körper und seine Gesunderhaltung visualisieren ließ, sondern manches Detail sinnvoller in textlicher Fassung dargeboten werden konnte. Anja Laukötters Medium Film wiederum ist deutlich besser erforscht. Sie betrachtet daher gezielt den Zusammenhang von Wissen und Emotionen am Beispiel der Sexualaufklärungsfilm der 1920er bis 1980er Jahre. Laukötter stellt dabei unter anderem interessante Parallelentwicklungen zwischen Ost und West fest, zum Beispiel in Bezug auf den Wandel der didaktischen Methodik – weg von negativen Emotionen und Belehrungen hin zu positiven Botschaften und einer feinfühlig-humorvollen Ansprache.

Auch wenn nicht in allen Aufsätzen der Anspruch umgesetzt wird, Objekt- und Medienanalyse zusammenzubringen und die

Visualisierung des Körpers als Teil der Wissensproduktion mitzudenken, ist dennoch ein sehr lesenswerter Band entstanden, der eben von dieser innovativen Betrachtungsweise getragen wird. Die multidisziplinäre Perspektive auf die Objekte des DHMD erweitert den Forschungsstand des ansonsten gut erforschten Museums und seiner Sammlung sinnvoll. Weiterführende Fragen zur Rezeption der neuartigen Körperobjekte wurden in einigen Beiträgen angeschnitten. So kommt Maerker darauf zu sprechen, dass sich Besucherinnen und Besucher von Museen und Ausstellungen das anatomische Wissen häufig zu anderen Zwecken aneigneten, als es von den Auftraggebern oder Produzenten der Körpermodelle intendiert war. Hier könnte sich die objektbezogene Forschung noch stärker einbringen und neue Impulse für die Geschichte der Gesundheitsaufklärung setzen, beispielsweise bei der Frage nach der Wirkmächtigkeit dieser Wissensobjekte in Bezug auf das Konzept des »präventiven Selbst«, welches die Gesundheitskultur des 20. Jahrhunderts dominierte.

JENNY LINEK (GREIFSWALD)

■ Ethnische »Säuberungen« in der Moderne

Michael Schwartz, Ethnische »Säuberungen« in der Moderne. Globale Wechselwirkungen nationalistischer und rassistischer Gewaltpolitik im 19. und 20. Jahrhundert, München (Oldenbourg Verlag) 2013, 697 S., 69,80 €.

Das Hauptanliegen von Schwartz' Studie ist es, die »Wechselwirkungen und Folgewirkungen der sich weltweit verdichtenden Politik ethnischer »Säuberungen« im Laufe von zweihundert Jahren deutlich zu machen«. Allerdings ist die Studie, anders als es der Titel suggeriert, keine globale Geschichte von Vertreibungen, sondern vielmehr eine Kontextualisierung der Vertreibung der Deutschen nach 1945 in globaler Perspektive.

Welche Definition von »ethnischen Säuberungen« verwendet wird, ist eine der ersten

Fragen, die sich beim Lesen des Buches stellt. Schwartz orientiert sich an der Definition einer UN-Expertenkommission, die 1992 angesichts der Ereignisse im ehemaligen Jugoslawien zum Ergebnis kam, dass bei »ethnischen Säuberungen« bestimmte Gruppen, die ethnisch oder religiös »anders« seien, verfolgt und mittels Gewalt aus einem bestimmten Gebiet vertrieben würden. Eine »ethnische Säuberung« müsse also, so Schwartz, vom »Genozid« unterschieden werden, denn intendiert sei nicht die Vernichtung oder Ermordung der ethnischen oder religiösen Gruppe. Inwieweit es analytisch sinnvoll ist, sich bei geschichtswissenschaftlichen Untersuchungen an juristische Begriffsdefinitionen zu halten, wird von Schwartz nicht problematisiert. Stattdessen führt er zunächst verschiedene Forschungsansätze zum Phänomen der »ethnischen Säuberung« aus, die er kritisch diskutiert. Gegenüber anderen geschichtswissenschaftlichen Konzepten, die »ethnische Säuberungen« auf das 20. Jahrhundert begrenzen (wie beispielsweise Michael Mann in »Die dunkle Seite der Demokratie«), führt Schwartz Fallbeispiele an, die bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts zurückreichen.

In den Kapiteln II und VI befasst er sich mit den beiden Weltkriegen und ihren Nachwirkungen, da er sie als »die bisher schlimmsten Gewalteskalationen moderner ethnischer ›Säuberungen‹« ausmacht. In Kapitel III thematisiert Schwartz die »außereuropäischen Lernorte« (Siedlerkolonien und koloniale Zwangsumsiedlungen), Kapitel IV den »Balkan als europäischen Lernort« zwischen 1804 und 1919. Im fünften Kapitel diskutiert er die politischen Entwicklungen vom Versailler Modell des Minderheitenschutzes zum Lausanner Konzept des Bevölkerungsaustausches und dessen Auswirkungen bis 1939. Das letzte Kapitel behandelt zwei »postkoloniale« Fallbeispiele des Bevölkerungstransfers zwischen Indien und Pakistan sowie Israel und Palästina unter dem Titel »globalisierte Gewaltpolitik«.

Dass Schwartz' hauptsächliche Perspektive die deutsche Geschichte ist, zeigt sich an der Auswahl der Fallbeispiele deutlich. Im zweiten und dritten Kapitel etwa diskutiert er die Fra-

gen, ob es eine Kontinuität zwischen deutschen Umsiedlungs- und Siedlungsplanungen vom Ersten zum Zweiten Weltkrieg oder vom Massenmord an den Herero zum Massenmord an den Juden gegeben habe. Letzteres beantwortet er auf der Grundlage seiner zugrunde liegenden juristischen Definition, die die Absicht der Vernichtung in den Fokus stellt: »Im Unterschied zum NS-Genozid ging es den europäischen Kolonialeroberern bis 1914 nicht eigentlich um Ausrottung [...], sondern um Vertreibung und Unterwerfung«. Die Ermordung der Herero sei gleichwohl eine »ethnische Säuberung« gewesen. Seine weiteren kolonialen Fallbeispiele von Zwangsumsiedlungen reißt er zu stark aus dem jeweiligen Kontext der Aufstandsbekämpfung und ethnisiert sie somit. Denn ob das Phänomen des Bevölkerungstransfers aus militärischen Gründen der vermeintlichen »Pazifizierung« tatsächlich notwendigerweise mit Ethnizität verbunden war, hinterfragt er nicht. Seine These lautet stattdessen: »Die in Kuba oder Südafrika eingeübte Deportationsgewalt sprang zwischen 1914 und 1918 sowie erst recht zwischen 1939 und 1945 auf Europa über. Dabei wurde die ursprünglich zeitweiliger militärischer ›Befriedigung‹ dienende Methode der Massendeportation zum Instrument für dauerhafte ethnische ›Säuberung‹«. Diese These des Transfers der kolonialen Praxis der Vertreibung nach Europa bleibt letztendlich eine These.

In Kapitel V zeichnet Schwartz den Weg von der Versailler Ordnung zum legitimierten Bevölkerungstransfer durch das Lausanner Abkommen nach. Er arbeitet heraus, dass Zwangsumsiedlungen nicht nur für die Nationalsozialisten, sondern auch für demokratische Regierungen vor, während und nach dem Zweiten Weltkrieg eine gangbare Option wurden. Dies ist unbestreitbar, doch Schwartz' Begründung sicherlich nicht erschöpfend; denn er hebt vor allem auf die »Vorerfahrungen« der Generation, die die Balkankriege 1912/13 und die Massendeportationen des Ersten Weltkrieges miterlebt hatte – unter anderem Hitler, Churchill und Stalin – ab. Seine Interpretation, dass die Umsiedlungen von »Volksdeutschen«

durch die Nationalsozialisten zwischen 1939 und 1941 auf das Vorbild des Lausanner Vertrages zurückzuführen seien, verkennt zudem die situativen Dynamiken von Umsiedlungsprozessen und die spezifischen Interessen der jeweiligen Akteure.

Am Anfang des sechsten Kapitels geht Schwartz der Frage nach, ob das Dritte Reich ein Imperium gewesen sei. Den Unterschied zwischen »Hitlers Imperium« und anderen Imperien verortet er in der exklusionistischen »Rassenhierarchie«. Das »deutsche Rassen-Imperium« habe »nur Menschen ›deutschen Blutes‹ akzeptiert«. Kritisch könnte man hier einwenden, dass immerhin mehrere Hunderttausend nichtdeutsche Männer in den Wehrmachts- oder Waffen-SS-Verbänden im Zweiten Weltkrieg kämpften. Auch mit der Frage, ob NS-spezifische Konstruktionen von »Rasse« und »deutschem Blut« deckungsgleich mit Ethnizität sind, hält sich Schwartz nicht auf, wie die Verwendung dieser Begrifflichkeiten zeigt. Den Terminus »Volksdeutsche« benutzt er gar für von Deportationen betroffene Gruppen im Russischen Reich während des Ersten Weltkrieges, obwohl diese Gruppen zeitgenössisch zumeist als »deutsche Kolonisten« oder »deutsche Bauern« bezeichnet wurden und der Begriff »volksdeutsch« erst in den 1930er Jahren von den Nationalsozialisten zu einer handlungsleitenden Kategorie gemacht wurde. Auch dass der Autor an späterer Stelle »Volksdeutsche« und »Auslandsdeutsche« während des Zweiten Weltkrieges gleichsetzt, obwohl ein eklatanter Unterschied im Besitz der deutschen Staatsangehörigkeit bestand, signalisiert ebenfalls eine Tendenz zur Konstruktion von ethnischer Zugehörigkeit.

Auch Schwartz' Umgang mit Zahlen erstaunt. Im Kapitel zum Zweiten Weltkrieg und seinen Nachwirkungen stützt er sich bei der Anzahl von deportierten Juden und Polen aus dem »Reichsgau Wartheland« und anderer annektierter und besetzter Gebiete auf veraltete, und zudem nicht primär mit Vertreibung und Umsiedlungspolitik befasste Forschungsliteratur. Neuere und quellengesättigte Studien über die NS-Umsiedlungs- und

Besatzungspolitik berücksichtigt er nicht. Die Massengewalt gegenüber Juden passt hingegen nur in Schwartz' Konzept der »ethnischen Säuberung«, solange es um Auswanderung und den »Madagaskar-Plan« geht. Die Deportationen von Juden nach Transnistrien werden nur kurz erwähnt, Deportationen der jüdischen Bevölkerung aus den Niederlanden, Norwegen, Frankreich und weiteren europäischen Ländern kommen nicht vor. Obwohl er durchaus einen Zusammenhang zwischen den Deportationen jüdischer und nichtjüdischer Gruppen konstatiert, arbeitet er diese Wechselwirkungen nicht heraus. Die selbstverordnete analytische Grenze der auf Strafverfolgung ausgelegten Definitionen von »ethnischen Säuberungen« und »Genozid« werden an diesen Stellen mehr als deutlich – und damit auch die geschichtswissenschaftliche Konsequenz der Entkontextualisierung.

Im Schlusswort schließlich erwähnt Schwartz einen Aspekt der »ethnischen Säuberung«, den er in seinen vorherigen Ausführungen kaum beachtet hat, nämlich die sozioökonomischen Interessen. Bei modernen ethnischen ›Säuberungen‹ ginge es nicht nur um politische und kulturelle Dominanz, sondern immer auch um eine gewaltsame Umverteilung von materiellen Werten und sozialen Positionen. Er resümiert, dass für »fast alle« seiner behandelten Fälle die Aussicht auf »materielle Umverteilung« ein ausschlaggebender Faktor für die breite »gesellschaftliche Unterstützung einer primär von Eliten aus politischen Gründen vorangetriebenen ethnischen ›Säuberung‹ gewesen sei. Schade nur, dass er diesen Aspekt nicht vertiefend untersucht.

Insgesamt hat Schwartz zwar eine neue Perspektive auf die Geschichte der Vertreibung der Deutschen nach 1945 eröffnet, da er sie in einer *long durée* und in einer globalen Perspektive beleuchtet. Wer sich damit auseinandersetzen möchte, dem sei die Lektüre seines Buches geraten. Eine Globalgeschichte über das Phänomen Vertreibung im 19. und 20. Jahrhundert muss jedoch erst noch geschrieben werden. Und besonders eines zeigt sich deutlich – auf der Grundlage des analytischen Konzeptes

der »ethnischen Säuberung« kann dies nicht geschehen, denn der Ansatz simplifiziert die Komplexität.

ALEXA STILLER (BERN)

■ Entwicklungspfade in Indien

Corinna R. Unger, *Entwicklungspfade in Indien. Eine internationale Geschichte 1947–1980, Göttingen (Wallstein Verlag) 2015, 319 S., 5 Abb., 34,90 €*

In dieser Monographie wird untersucht, wie sich die indische Entwicklungs- und Modernisierungspolitik zwischen 1947 und 1980 entwickelte und veränderte. Corinna Unger beschäftigt sich zum einen mit den Entwicklungskonzepten, die die politischen Entscheidungsträger und »Experten« auswählten, und zum anderen mit dem Wissen, das diese Auswahl begründete und die praktische Umsetzung der Konzepte leitete. Der erste Teil des Buches konzentriert sich auf die Bemühungen des jungen indischen Staates, die Landwirtschaft zu modernisieren und die ländlichen Gemeinden zu »entwickeln«. In den 1950er Jahren gab es dafür die sogenannten *community development programs*. In den 1960er und 1970er Jahren wurden dann von der sogenannten Grünen Revolution Wunder erwartet, konkret: die Steigerung der Nahrungsmittelproduktion aufgrund von technischen Innovationen und fortschrittlichen Anbaumethoden. Im zweiten Teil des Buches stehen die Industrialisierung, vor allem der Bau von Staudämmen und Hüttenwerken, sowie die Stadtplanung im Mittelpunkt.

Der Untertitel des Buches lautet »Eine internationale Geschichte«, und das nicht ohne Grund. Unger knüpft in dieser Arbeit an die jüngsten Entwicklungen auf dem Gebiet der *international history* an und liefert dazu einen wichtigen Beitrag. Während sich historische Forschungen im Bereich der internationalen Beziehungen traditionell mit Staaten als Akteuren und ihren wechselseitigen Beziehungen beschäftigt haben, richten Historiker seit kur-

zem den Blick auch auf nichtstaatliche Akteure. Unger konzentriert sich in der vorliegenden Arbeit nicht nur auf Regierungen, sondern auch auf Organisationen wie die Weltbank und die Welternährungsorganisation sowie auf Unternehmen und Stiftungen wie die amerikanische Ford Foundation und die Rockefeller Foundation. Die indische Regierung ließ die Zusammenarbeit mit diesen Stiftungen mehr als willkommen, da sie lieber Unterstützung von privater Seite als von westlichen Regierungen annahm, denn letzteres wurde von ihr angesichts der gerade erreichten Unabhängigkeit Indiens und seiner Position als blockfreier Staat während des Kalten Krieges durchaus als heikel wahrgenommen.

Das Buch zeigt, dass das Jahr 1947, in dem Indien unabhängig wurde, zwar politisch einen grundlegenden Wandel bedeutete, die grundlegenden Konzepte und Praktiken der Modernisierungspolitik aber bis in die 1960er Jahre davon weitgehend unbeeinflusst blieben. Dies zeigt sich besonders gut an der anhaltenden Popularität eines so flexiblen Instruments wie der Agrargenossenschaft. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts in Europa entwickelt, um die »Agrarfrage« zu bewältigen, fand das Modell unter britischer Kolonialherrschaft seinen Weg nach Indien. Nach der Unabhängigkeit gelang es Premierminister Nehru, die Genossenschaft als authentisch indisches Phänomen zu präsentieren, indem er sie mit den vorkolonialen *panchayats*, der ältesten Form der Lokalverwaltung in der Region, verband. Auch für die US-Regierung und private Stiftungen waren Genossenschaften nach dem Zweiten Weltkrieg ein geeignetes Mittel, um die ländliche Armut zurückzudrängen, die Lebensbedingungen zu verbessern und die landwirtschaftliche Produktion zu erhöhen.

Die Attraktivität der Genossenschaft lag im neutralen Charakter des Konzepts begründen, denn es erlaubte allen Akteuren, es auf ihre eigene politische und ideologische Weise zu interpretieren. Während Nehru auf den kollektiven Charakter der Genossenschaft als Instrument der Nationsbildung verwies, betonten amerikanische Organisationen immer wieder

den liberal-demokratischen Charakter der Genossenschaft, der verhindern sollte, dass ein Nährboden für den Kommunismus entstünde. Beiden war sowohl eine stark paternalistische Haltung als auch das Bemühen zu eigen, die Lebensbedingungen der Bauern und Landarbeiter zu verbessern, ohne die soziale Stabilität im Land, beispielsweise durch die Einführung von einschneidenden Landreformen, in Gefahr zu bringen.

In den 1950er Jahren wurde die indische Modernisierungspolitik durch eine Betonung der Genossenschaften und die so genannten *community development programs*, die auf politische Bildung ausgerichtet waren, geprägt. Diese Programme umfassten sowohl eine elitäre wie eine gemeinschaftliche Komponente: einerseits waren sie auf die lokale Ebene gerichtet und die Beteiligung der Bevölkerung das Maß für ihren Erfolg. Auf der anderen Seite wurden die Programme von Experten initiiert und gesteuert. In den 1960er Jahren wurde diese Politik zunehmend als zu paternalistisch und nicht ehrgeizig genug kritisiert. Sie musste einem festen Glauben an die Grüne Revolution weichen, an die Rationalisierung und Mechanisierung der Landwirtschaft, die zu einem großen Anstieg der Nahrungsmittelproduktion führen sollte. Dies brachte in verschiedener Hinsicht eine Verschiebung mit sich: von einem sozialwissenschaftlichen zu einem technologischen und naturwissenschaftlichen Ansatz, von einem Schwerpunkt auf dem Kollektiv hin zu einer zentralen Rolle des Einzelnen und seines Alltags. Das Resultat war, dass die Modernisierungspolitik ab den 1960er Jahren technokratischer wurde.

Die zweite Ebene der Modernisierungspolitik bildeten ab den 1950er Jahren Projekte, die zum Ziel hatten, die Industrialisierung und städtische Entwicklung Indiens voranzutreiben. Die indische Wirtschaft wurde mit Hilfe von protektionistischen Maßnahmen vor dem internationalen Wettbewerb geschützt; das sollte dem Land die Möglichkeit geben, eine Wirtschaftsordnung zu entwickeln, die aus zwei Sektoren zusammengesetzt war: einem Sektor, der Konsumgüter herstellte, und einem

anderen, der Kapitalgüter produzierte. Die Erfahrungen der Sowjetunion in den 1920er und 1930er Jahren prägten die wirtschaftspolitischen Überlegungen der indischen Regierung. Eine zentrale Stadtplanung, die sich systematisch mit der Modernisierung der Städte beschäftigte, entstand erst ein Jahrzehnt später. Die industriellen und städtebaulichen Projekte hatten miteinander gemein, dass sie neben rein wirtschaftlichen Zielen immer auch politische und soziale Veränderungen anstrebten. So war es aus Sicht der westlichen Planer notwendig, indischen Arbeitskräften die »richtige Arbeitsethik« und den »nötigen Unternehmergeist« beizubringen. Der Beirat der Deutschen Stiftung für Entwicklungsländer stellte vor diesem Hintergrund 1963 fest: »Die Menschen in diesen Ländern leben fast durchweg von der Hand in der Mund und denken auch in entsprechenden Kategorien. Will man mit der wirtschaftlichen Entwicklungshilfe Erfolge erzielen, muss in geduldiger, langwieriger Erziehungsarbeit dieses Denken der Menschen umgeformt werden«.

Der Wert der vorliegenden Studie liegt darin, dass sie den Fokus nicht nur auf die *epistemic communities* der beteiligten Experten und das Wissen sowie die Ideen, die sie generierten, legt, sondern auch den Prozess vom Reißbrett bis zur Praxis nachzeichnet. Diese Entscheidung ermöglicht interessante Einblicke. So zeigt sich, dass selbst für die Jahre, in denen die Modernisierungspolitik zunehmend technokratischere Züge annahm (ohne die Einbeziehung derer, für die sie geplant war), man nicht von einer Modernisierungspolitik ausgehen kann, die wie ein hegemoniales Projekt aufoktroziert wurde. Beispiele aus der Praxis zeigen vielmehr, dass die Realität komplexer war. Es ging nicht nur um eine Änderung der Pläne in der Umsetzung, sondern auch um die Bereitschaft der Fachwelt, örtliche Gegebenheiten und Probleme zu berücksichtigen, lokales und religiöses Wissen zu nutzen und manchmal sogar *Bottom-up*-Initiativen in ihre eigenen Programme zu integrieren. Ländliche und städtische Planung war ein relativ offener Prozess mit mehr Raum für *trial and error* als Planungsgeheimnissen gemeinhin vermuten lassen.

Unger verwendet daher auch das Konzept des *low modernism*, das Jess Gilbert in Reaktion auf den *high modernism* von James C. Scott geprägt hat, der sich auf autoritäre und gescheiterte Formen staatlicher Planung beschränkte. Der Begriff *low modernism* impliziert eine gewisse Form des Glaubens an Planung, bei der die lokale Ebene und die an den Projekten beteiligten Menschen mitberücksichtigt werden. Die Frage, die sich stellt und die weitere Studien beantworten müssen, ist, ob sich *high modernism* als analytisches Konzept überhaupt für das Verständnis von Planungspraktiken eignet. Es deutet sich an, dass sich auch Formen staatlicher Planung in nicht-demokratischem Kontext – abgesehen von den extremsten Projekten – durch ein gewisses Maß an *planning by doing* auszeichneten.

In der Praxis scheiterten viele der von Unger beschriebenen Projekte, das heißt, sie konnten die Erwartungen, die die Planer in sie setzten, nicht erfüllen. Die Autorin zeigt, dass dafür eine Vielzahl von Faktoren verantwortlich war. Teils waren die Ambitionen zu hoch und ideologisch gefärbt und eine Enttäuschung war unvermeidlich. Teils waren es vor allem Missverständnisse und gegenseitiges Unverständnis bei der Umsetzung, eine träge Bürokratie und starre Hierarchien sowie unzureichend qualifizierte Arbeitskräfte, was jeweils zu praktischen Problemen führte. Unger widerlegt damit das gängige Bild von wirklichkeitsfernen Experten, denen die Verantwortung für das Scheitern großer Entwicklungsprojekte zuzuschreiben ist.

Wie das Beispiel der *Village Level Workers* zeigt, lässt sich keine eindeutige Rollenverteilung zwischen ihnen und den Planungsbehörden ausmachen. Erstere fungierten in den *community development programs* vielmehr als Vermittler zwischen den Behörden und der lokalen Bevölkerung. Diese Beamten hatten selbst einen ländlichen Hintergrund und durch ihre Position einen sozialen Aufstieg erlebt. Allerdings befanden sie sich in einem Dilemma: Sie betrachteten die Umgebung, aus der sie stammten, als rückständig, standen aber gleichzeitig selbst am unteren Rand der Ver-

waltungshierarchie, weshalb ihre Rolle nicht in einem einfachen Gegensatz zwischen technokratischen Planern und Geplanten gebracht werden kann.

Im Falle der *Village Level Workers* ist es der Autorin gelungen, der Ebene der lokalen Praxis sehr nahe zu kommen. Dennoch wird die Stimme derjenigen, die von den Modernisierungsprogrammen betroffen waren, nur am Rande oder durch den Blickwinkel von Experten wahrgenommen. Das hängt mit einem Problem zusammen, das alle Forscher, die sich mit Planung befassen, zu bewältigen haben: sie müssen sich auf Primärquellen (Berichte, Auswertungen) stützen, die von den Experten in der Regel selbst erstellt wurden. Im Gegensatz zu Kulturanthropologen können sie ihre wichtigsten Akteure nicht mehr befragen. Davon unbenommen ist es Corinna Unger mit dieser Arbeit gelungen, einen wesentlichen Beitrag zur historischen Forschung über Planungs- und Modernisierungspolitik zu leisten, das existierende Bild zu differenzieren und die Komplexität der historischen Realität bloßzulegen.

LIESBETH VAN DE GRIFT (UTRECHT)

■ Oppositionelles Denken zur Nation im ostmitteleuropäischen Samizdat

Gregor Feindt, *Auf der Suche nach politischer Gemeinschaft. Oppositionelles Denken zur Nation im ostmitteleuropäischen Samizdat 1976–1992 (Ordnungssysteme. Studien zur Ideengeschichte der Neuzeit; Bd. 47)*, Berlin/Boston (De Gruyter) 2015, 403 S., 49,95 €

Die Forschung zum osteuropäischen Samizdat und zur Opposition gegen den Staatssozialismus hat sich lange auf deren Beitrag zu den Revolutionen von 1989 und auf Konzepte wie Menschenrechte, Zivilgesellschaft oder die zweite Öffentlichkeit konzentriert (Gordon Skilling, Gale Stokes, Timothy Garton Ash, Barbara Falk). In letzter Zeit haben sich jüngere Forscher wieder den klandestin produzierten Publikationen des osteuropäischen Unter-

grunds zugewandt (Friederick Kind-Kovács, Jesse Labov, Jonathan Bolton). Zu diesen kann auch Gregor Feindt gezählt werden. Er postuliert, dass der Samizdat »einen entscheidenden Entwicklungsschritt oppositionellen Handelns und Denkens« dargestellt habe. Feindts Forschungsbeitrag besteht in der Analyse des Konzepts »Nation« in der politischen und historischen Gedankenwelt non-konformistischer Denker in Polen, Ungarn und der Tschechoslowakei.

Er konstatiert, dass »die Nation [...] eine selbstverständliche, ja die offensichtliche Bezugsgröße ihrer Überlegungen zur politischen Gemeinschaft und zur Organisation sozialer Ordnung« gewesen sei. Da sie auch im Staatssozialismus der Machtlegitimation diene, sei zu eruieren, wie Oppositionelle sie für ihre Zwecke umgedeutet hätten. Der Autor geht von zwei Idealtypen »*oppositioneller Nation*« aus: 1.) die ethnisch homogene, national-konservative Variante, die die Faktizität der Nation voraussetzt; 2.) die meist post-revisionistische, liberale Variante einer Wahlgemeinschaft, die sich eher der artifiziellen Konstruktion der Nation bewusst ist.

Auf der Suche nach politischer Gemeinschaft ist in fünf Kapitel unterteilt: Nach der Einleitung zu Literatur, Quellenlage und Theorie zeichnet das erste Kapitel die Entstehungsgeschichte der »Opposition im spätsozialistischen Ostmitteleuropa« sowie Parallelen und Spezifika der drei Länder nach. Das zweite Kapitel, »Aufbrüche mit der Nation«, beschäftigt sich mit dem Verhältnis von nonkonformistischen Theorien nationaler Gemeinschaft zu oppositionellen Aktivitäten. Wie im gesamten Band liegt dabei der Schwerpunkt auf Polen. Anhand einiger Samizdat-Zeitschriften wie *Bratniak* und *Krytyka* und Gruppierungen wie ROP-CiO, PPN und KOR kontrastiert Feindt die ideologisch konträren Positionen zu Nation, Gesellschaft, Regime und katholischer Kirche. Mit Blick auf den tschechischen Samizdat benennt der Autor einige paradigmatische Publikationen (unter anderem von Jan Patočka und Petr Pithart), die zunächst die »Kleinheit« tschechischer Geschichte bemängelten. Sie

hätten dann versucht, das ihnen zufolge kleingeistige Jammern über ein von Niederlagen geprägtes historisches Schicksal zu überwinden.

Im dritten Kapitel, »Eine neue Vergangenheit der Nation«, beschäftigt sich der Autor mit dem Wandel der »Meistererzählungen nationaler Geschichte«. In Polen habe das 1981 verhängte Kriegsrecht die ideologischen Gräben innerhalb der oppositionellen *Solidarność* vertieft. Zuvor waren konträre Einstellungen zur katholischen Kirche und zu historischen Anknüpfungspunkten wie Roman Dmowski und polnische Heimarmee – Faktoren, die über ein in- oder exklusives Nationsverständnis entschieden – noch mit national-religiöser Appellation befriedet worden. Es folgen spannende Ausführungen zum tschechoslowakischen Samizdat, die gelungen an die Erklärungen im zweiten Kapitel zur Debatte um die nationalgeschichtliche »Kleinheit« anknüpfen. In der mehrbändigen Samizdatausgabe »Recht auf Geschichte« wandte sich das Autorentrio »Podiven« (Petr Pithart, Milan Otáhal, Petr Příklad) entschieden gegen Selbstmitleid und »den permanenten ›Selbstbetrug‹ der tschechischen Geschichtsdeutung« und bot eine alternative Allgemeingeschichte, die Traumata wie 1938, 1948 und 1968 integrierte ohne zu überspitzen.

Das vierte Kapitel, »Eine Nation unter anderen«, das sich mit den Beziehungen zu Nachbarnationen beschäftigt, wartet mit Überraschungen auf. So habe man in Polen relativ entspannt, weil »strategisch motiviert«, über eine mögliche deutsche Einheit nachgedacht. Hiermit verband man Hoffnungen auf Sicherheit und die eigene Souveränität. Akzeptanz und Solidarität hätten in den 1980ern auch die verwandten, aber von Feindt getrennt erörterten Diskussionen um Polens Ostgrenze und die Beziehungen zu den östlichen Nachbarnationen Ukrainern, Weißrussen und Litauern charakterisiert. Das Russland-Bild, das notgedrungen Teil der Debatte war, sei erstaunlich differenziert gewesen. Hitziger verliefen die Diskussionen im Samizdat der Tschechoslowakei über die Zwangsmigration der Sudetendeutschen nach 1945: Anstoß war die Veröffentlichung

eines Artikels des Slowaken Jan Mlynárik im Ausland, der erstmals Sudetendeutsche als Individuen und Opfer präsentierte. Die folgende Kontroverse offenbarte Vorurteile zwischen Tschechen und Slowaken sowie das Beharren auf vermeintlich historischen Notwendigkeiten und der ausschließlichen Opferrolle der Tschechen. Ungarn spielt in der Untersuchung generell eine untergeordnete, im vierten Kapitel jedoch aufschlussreiche Nebenrolle. Feindt erklärt hier, wie einige Samizdat-Autoren das Eintreten für ungarische Minderheiten in den Nachbarländern dazu nutzten, die Aufmerksamkeit auch auf die »eigenen« Minderheiten, Roma und Juden, zu lenken.

Der Mitte der 1980er in allen drei Ländern geführten Diskussion um Mitteleuropa misst Feindt eine eher geringe Bedeutung zu. Wichtig sei die Mittlerrolle westlicher Intellektueller, einiger Emigranten und Exilzeitschriften (Tamizdat) gewesen. Insgesamt konstatiert Feindt aber, dass »Mitteleuropa« zwar kurzfristig inspiriert habe, letztlich aber nur so lange als Projektionsfläche dienen konnte, »wie die Debatte nicht über einen bereits vorhandenen [...] Konsens hinausging«.

Im letzten Kapitel folgert Feindt, dass die »*oppositionelle Nation*« primär einen »Möglichkeitsrahmen« dargestellt habe, »in dem Nationsvorstellungen formuliert werden und zugleich als oppositionell gelten konnten«. Wie jeder Nationalismus habe sie politische, das heißt hier »*oppositionelle Gemeinschaft*« gestiftet. Kritisch beurteilt der Autor den Umgang der westlichen historischen Forschung mit den Diskussionen im Samizdat, denen ein genuiner Beitrag zur Ideengeschichte lange abgesprochen worden sei. Ähnliches hat bereits Barbara Falk kritisiert und widerlegt. Die Feststellung, dass es ein Fehler des Westens war, sich auf eine Minderheit westlich-orientierter Dissidenten zu konzentrieren, haben Experten und Insider, zum Beispiel bei Helsinki Watch und European Nuclear Disarmament, schon bei Zeiten gemacht.

Letztlich attestiert Feindt dem Entwurf der *oppositionellen Nation* zwar eine temporär erfolgreiche, aber begrenzte Wirkkraft.

Er konstatiert, »dass der oppositionelle Beitrag zur Idee der Nation in der Verarbeitung von Heterogenität lag«. Die ideologisch diverse Zweckgemeinschaft war jedoch wenn nicht schon 1989 dann spätestens Anfang der 2000er nichtig geworden, als späte Anhänger nationalistisch-exklusiver, anti-westlicher Narrative die Oberhand gewannen. Somit liegt Feindts Beitrag eben darin, gegen eine »Missachtung konservativ, national orientierter oder gar autoritärer Spielarten des ostmitteleuropäischen Nonkonformismus« zu argumentieren.

Die Diskussion um Mitteleuropa, Nachbarn und Minderheiten stellt Feindt primär als »Dialoge innerhalb einer Nation über andere« dar. Einer starken Betonung von Interdependenzen und gegenseitigen Einflüssen steht er skeptisch bis ablehnend gegenüber. Diese Sicht, die auf dem fast ausschließlichen Bezug auf den Samizdat basiert, hätten Interviews wahrscheinlich justiert. Auch die in Paris redigierte ungarische Zeitschrift *Magyar Füzetek* fehlt, welche beispielhaft die polnisch-ungarische Solidarität illustriert hätte. Die Bedeutung der »Roma-Frage« für die ungarische Demokratische Opposition sowie das kritische akademische Establishment, besonders der Soziologie, schätzt er fälschlich als gering ein.

Lobend sollen Struktur und Stil hervorgehoben werden: jedes Kapitel ist übersichtlich aufgebaut sowie überzeugend eingeführt und abgerundet. Nur die Nummerierung hätte leserfreundlich überarbeitet werden können. *Auf der Suche nach politischer Gemeinschaft* ist eine überzeugende, in sich schlüssige Analyse der Entwicklung ostmitteleuropäischer, oppositioneller Nationsvorstellungen. Die Leistung liegt nicht nur im transnationalen Vergleich, sondern gerade in der differenzierten Analyse der unterschiedlichen Positionen innerhalb der drei Länder. Feindt ergänzt die vorhandene Literatur überzeugend. Studierende der osteuropäischen Zeitgeschichte und andere, die sich für die aktuelle politische Lage interessieren, sollten das Buch lesen.

VICTORIA HARMS (MARBURG)

■ Popgeschichte

Alexa Geisthövel/Bodo Mrozek (Hg.), Popgeschichte. Band 1: Konzepte und Methoden, Bielefeld (transcript) 2014, 280 S., 29,99 €

Bodo Mrozek/Alexa Geisthövel/Jürgen Danyel (Hg.), Popgeschichte. Band 2: Zeithistorische Fallstudien 1958–1988, Bielefeld (transcript) 2014, 384 S., 34,99 €

Mit der Feststellung »Ohne Pop keine Zeitgeschichte« plädieren die Herausgeber/innen der vorliegenden Bände für eine systematische Einbeziehung der Popkultur in die Zeitgeschichtsschreibung. Ohne eine Reflektion von popkulturellen Phänomenen seien »die Massendemokratien der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nicht mehr angemessen zu beschreiben«. Man mag darüber stolpern, dass Popkultur hier schon a priori als Phänomen demokratischer Gesellschaften interpretiert wird (was in den empirischen Fallbeispielen – etwa in Hinblick auf die DDR – durchaus gebrochen wird). Der Feststellung selbst und der hiermit verbundenen Forderung nach einer konzeptionellen Verständigung über methodische und theoretische Ansätze, Frageperspektiven und spezifische Herausforderungen des Quellenzugriffs kann man jedoch uneingeschränkt zustimmen.

Die Beschäftigung mit unterschiedlichen Kulturen des »Populären« hat in der Geschichtswissenschaft eine lange Tradition, und auch das Bewusstsein für die historische Relevanz popkultureller Phänomene ist mittlerweile fest etabliert. Trotzdem stellt die Forderung, »Pop« als integralen Bestandteil einer Kulturgeschichte des Politischen aufzufassen, durchaus eine Herausforderung für die Geschichtswissenschaft dar. Dies gilt in doppeltem Sinne: Für Zeitgeschichte heißt es, popkulturelle Phänomene nicht nur in ergänzend-illustrativer Perspektive aufzugreifen. Für die Popgeschichte bedeutet es, ihre Fragenstellungen und Erkenntnisse in den Kontext einer Politik-, Sozial- und Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts zu verorten. In Abwandlung des programmatischen Beginns

der Einleitung lässt sich also auch formulieren: Ohne Zeitgeschichte keine Popgeschichte.

Das Werk teilt sich in zwei Bände mit insgesamt 27 Aufsätzen. Während der erste Band unter dem Schlagwort »Konzepte und Methoden« verschiedene Forschungsperspektiven und Anknüpfungspunkte zu anderen Feldern der Zeitgeschichte aufzeigt, enthält der zweite Band Fallstudien zu den 1950er bis 1980er Jahren. Im ersten Band werden zentrale Begriffe und Kategorien wie Geschlecht (Uta G. Poiger), Generationalität (Lu Seegers) und Subkultur (Bodo Mrozek) sowie Forschungsfelder wie Politikgeschichte (Detlev Siegfried), Körpergeschichte (Alexa Geisthövel), Technikgeschichte (Heike Weber) oder Emotionengeschichte (Henning Wellmann) diskutiert.

Die einzelnen Beiträge können im Folgenden nicht im Detail vorgestellt werden. Angesprochen sei hier der Aufsatz von Lu Seegers zur Verbindung von »Pop und Generationalität«, weil er exemplarisch das Potenzial eines popgeschichtlichen Ansatzes verdeutlicht. Seegers bezieht sich in ihrem Beitrag auf eine breite Definition von Pop und analysiert Musik, Mode, Zeitschriften und spezifische Gemeinschaftserfahrungen als Marker der generationellen Distinktion, nicht zuletzt in Abgrenzung zur Generation der Eltern. Ihr Aufsatz zeigt äußerst überzeugend, wie der Blick auf Phänomene der Pop- und Konsumkultur das klassische Konzept der – männlichen und bürgerlichen – »politischen Generationen« hinterfragen und für andere Erfahrungsdimensionen öffnen kann – nicht zuletzt auch für Formen der »stillen Generationalität«, die nicht über die Bezugnahme auf politische Großereignisse gestiftet wurden.

Der zweite Band beinhaltet empirische Fallbeispiele, in denen die dargestellten Kategorien und Schlüsselbegriffe in produktiver Weise aufgegriffen werden. Einige der hier wiederkehrenden Bezugspunkte wie Medien, Konsum oder Jugend sind wenig überraschend. Interessante Verbindungen ergeben sich jedoch, sobald sich Kategorien wie »Raum«, »Körper« oder »Technik« über die verschiedenen Fallstudien hinweg weiterverfolgen lassen. So zeigen die Aufsätze

zu Ostberliner Beatfans, dem Londoner Notting Hill Carnival und den westdeutschen Diskotheken der 1970er Jahre jeweils, wie urbane Räume durch unterschiedliche Akteure angeeignet wurden. Der Beitrag von Sebastian Klöß zum Notting Hill Carnival erklärt beispielsweise die Genese des Straßenfestes als Reaktion auf britische *race riots* der späten 1950er Jahre und als Mittel der Identitätsbildung der vor allem karibischen Community des Stadtviertels. »Pop« war in diesem Kontext eher ein Schimpfwort und verwies auf eine vermeintliche Kommerzialisierung des Festivals, das nach Wahrnehmung der Akteure auf diese Weise seine kulturelle Identität eingebüßt habe.

Die Bearbeitung, Nutzung und Inszenierung des eigenen Körpers verbindet die Aufsätze zu deutschen und französischen Rock'n'Roll-Fans mit Beiträgen zu Diana Ross und den Supremes oder der frühen bundesrepublikanischen Punk-Szene. Florence Tamagne zeigt beispielsweise, wie in Frankreich in den frühen 1960er Jahren neue Körperpraktiken des Tanzens auf Rock'n'Roll-Konzerten und anderen Massenveranstaltungen als Ausdruck gewalttätigen Chaos und krimineller Ausschreitung wahrgenommen und als *moral panic* einer körperlich enthemmten Jugendgeneration interpretiert wurden.

Technischer Wandel und Ökonomisierung lassen sich sowohl für die Entstehung neuer Radiostationen in den USA der späten 1960er Jahren, der Markteinführung der Maxi-Single im Kontext der Diskokultur oder der »Erfindung der Weltmusik« in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre in den Blick nehmen. Im letztgenannten Beitrag zeigt Glauçia Peres da Silva beispielsweise, wie »Weltmusik« am Ende der 1980er Jahre als Marketing-Kategorie etabliert wurde, um ein sehr diverses Feld von Musikstilen für den westlichen Konsummarkt zu bündeln. Während viele Protagonist/innen dabei das Ziel verfolgten, nichtwestlichen Musiker/innen größere Aufmerksamkeit zu verschaffen, wurde gleichzeitig diskutiert, inwiefern in dieser Kategorisierung auch Tendenzen einer neokolonialen Bevormundung und Inszenierung des vermeintlich Authentischen lagen.

Schon diese kurze Vorstellung der Beiträge deutet an, wie vielfältig die empirischen Beispiele sind. Liest man beide Bände als theoretisch-programmatische Bestandsaufnahme, so bleibt der Eindruck jedoch etwas ambivalenter: Auf der einen Seite wird durchaus der Anspruch erhoben, das Feld der Popkultur systematisch für die Geschichtswissenschaft zu erschließen. Eine sich hieraus ableitende Theoriebildung wird jedoch – mit durchaus nachvollziehbaren Gründen – eher zurückgewiesen. In der Tat kann man der Wahrnehmung zustimmen, dass Pop im akademischen Feld »übertheoretisiert« und »empirisch unterforscht« sei und der wichtigste Beitrag der Geschichtswissenschaft daher in einer möglichst differenzierten Analyse konkreter Fallbeispiele und Zusammenhänge liege. Auf diese Weise bleibt jedoch die Frage, mit welchem Gegenstand man es bei der Popgeschichte zu tun hat, zum Teil unklar. Eine sehr weite Definition (etwa im Sinne von: das Populäre) lässt sich ebenso herauslesen wie eine enge Eingrenzung, die vor allem auf die Popmusik der vergangenen sechs Jahrzehnte fokussiert. Der Ansatz, Pop als Quellenbegriff zu analysieren, ist einem historischen Zugang natürlich affin, steht aber in gewisser Spannung zu dem formulierten Ziel, die Popgeschichte als ein Analysekonzept in die Zeitgeschichte einzuführen – und damit dem Anspruch, nicht nur mediale Selbstproklamationen zu reproduzieren, sondern auch nach heterogenen Aneignungsformen zu fragen.

In den Fallbeispielen spiegelt sich diese Tendenz, Pop als historischen Gegenstand eng an zeitgenössische Zuschreibungen zu binden. Das zeigt sich an einem gewissen Übergewicht an Beiträgen, die auf Popmusik als zentrales Phänomen verweisen (wobei die meisten Beiträge jedoch deutlich machen, dass es sich hierbei eben nicht nur um Musik, sondern um ganz unterschiedliche Formen der Subjektivierung handelt – beispielsweise über Kleidung, einen spezifischen Habitus oder konkrete Orte der Vergemeinschaftung). Ebenso lässt sich ein klarer Fokus auf Nordamerika und Europa feststellen, der nur an wenigen Stellen durchbrochen wird. Folgt man einer zeitgenössischen

Verwendungsweise des Begriffs, so ist diese Schwerpunktsetzung folgerichtig. In der Verwendung als Analysekategorie ließe sich jedoch durchaus fragen, ob sich im globalen Kontext auch alternative Formen von Pop auffinden ließen. Hier hätte ein global geweiteter Blick – beispielsweise auf Ästhetik und Ökonomie des indischen Mainstream-Kinos, die Rezeption von Rap-Musik in Afrika oder die hoch diversifizierten japanischen Popkulturtraditionen – ein irritierendes Potenzial entwickeln können, das sich auch für die theoretisch-methodischen Überlegungen hätte fruchtbar machen lassen. Der Beitrag von Marcel Streng zur westdeutschen Rezeption asiatischer Kampfkünste deutet dieses Potenzial an.

Zuletzt kann man wohl auch eine gewisse Beschränkung auf popkulturell verifizierte Künstler konstatieren: Obwohl Pop immer wieder damit spielt, die Grenzen zwischen Populär- und Hochkultur zu verwischen, werden auch in der Popkultur klare Grenzen zwischen anerkannten und nicht anerkannten Künstler/innen und Kunstformen gezogen. Folgte man also der Definition von Pop als Sammelbegriff heterogener Ausprägungen populärer Kultur, so ließe sich feststellen, dass Leben und Werk von Roger Whittaker, Garth Brooks oder Dieter Thomas Heck weiterhin auf eine popgeschichtlich informierte zeithistorische Analyse warten.

Diese Anmerkungen schmälern nicht die immense Leistung der Bände, sondern zeigen, wie groß das Feld ist, das sich hier eröffnet. Die Bände erschließen für den deutschsprachigen Raum zum ersten Mal systematisch den Bereich popkultureller Fragestellungen in der Zeitgeschichte und liefern sowohl Bausteine einer theoretisch-methodischen Fundierung als auch empirisch gesättigte Fallbeispiele. Sie werden mit Sicherheit eine Reihe weiterer Forschungen stimulieren.

BENJAMIN MÖCKEL (KÖLN)